

Geschichte aus der Sicht der Opfer – ein Versuch
Zum Schicksal der Menschen; für die STOLPERSTEINE gelebt werden

Vortrag am 11. September 2007 Rudolf Bembenneck Pastor i.R. Burgdorf

Am 31. Januar 1933 stürmt die 19jährige Senta Cohn in die Schlachtereier ihres Vaters auf dem Hof des Anwesens Gartenstrasse 9. Sie hält das BURGDORFER KREISBLATT in der Hand. Schlachtermeister Hermann Cohn, die Gesellen Hermann Macke, Clemens Würdig und Heinrich Frese zusammen mit einigen Lehrlingen blicken nur kurz von ihrer Arbeit auf. Senta ist erregt. Ihre Hand zittert. Sie liest laut und mit bebender Stimme die Schlagzeile auf der ersten Seite: „Kabinett Hitler im Sattel“. In der Schlachtereier wird es augenblicklich still. Keiner der Männer rührt mehr die Hand. Alle sehen den Meister fragend an. Und der sagt nach einer Pause, die ihnen endlos lang vorkommt. „Das ist das Ende!“

An diesem Tag ist das BURGDORFER KREISBLATT zwei Mal erschienen. Redaktion und Verlag hielten die Ereignisse in Berlin offenbar für so wichtig, dass am Nachmittag das Blatt noch einmal herauskam. Im selben Umfang, mit den selben Texten der regulären Morgenausgabe. Nur die Überschrift auf der Titelseite war ausgetauscht und der Hauptartikel ein wenig gekürzt worden. Zwei Mal exakt dieselbe Zeitung bis auf die Schlagzeile und eine Meldung von nicht einmal zwanzig Zeilen. Das kann im Nachhinein kurios erscheinen. Lässt aber auch etwas ahnen von der politischen Spannung, die Ende Januar 1933 die Menschen in Deutschland in Atem hielt – und eben auch in Burgdorf.

Die Schlagzeile auf der Titelseite hatte am Morgen gelautet: „Man rechnet mit einem Kabinett Hitler“. Da mag Hermann Cohn bei der Lektüre bereits eine tiefe Unruhe ergriffen haben. Jetzt am Nachmittag heißt sie: „Kabinett Hitler im Sattel“. Und den Schlachtermeister überkommt das Gefühl: „Das ist das Ende.“

Wie mag er das gemeint haben? Welche Ängste mögen in seinen Gedanken und Empfindungen virulent gewesen sein? Hat er dunkel geahnt, dass Adolf Hitler im Sattel des Deutschen Reiches in einen mörderischen Vernichtungskrieg galoppieren würde, bei dem viele Millionen Menschen der Völker Europas unter die Hufe kommen und Deutschland am Ende als zu Tode gerittene Mähre am Boden liegen sollte? Vielleicht. Aber doch eher unwahrscheinlich.

„Das ist das Ende!“ Völlig undenkbar ist, dass er auch nur von ferne eine Schreckensvision des Grauens vor Augen gehabt haben könnte, dessen Realität wir in unserer sprachlichen Hilflosigkeit „Holocaust“ nennen. Den bürokratisch sorgfältig geplanten und gesteuerten und dann systematisch und geradezu industriell organisierten Massenmord an Millionen von Jüdinnen und Juden in

Europa. Darunter mindestens 14 Menschen aus der nahen Verwandtschaft von Hermann Cohn, ihn selbst nicht mitgezählt.

Es spricht einiges dafür, dass er das Ende der Bürgerrechte für Jüdinnen und Juden herannahen sah. Schlimm genug. Schlimm für die Ausgegrenzten. Schlimm für das Staatswesen insgesamt. Das Ende der Bürgerrechte für einen Teil der Bevölkerung bedeutet das Ende des Rechtsstaates überhaupt. Hermann Cohn hätte sein Empfinden mit einigen Zeilen eines jiddischen Liedes ausdrücken können, das Rainer Lemke nachher singen wird: „Es brennt, Brüder, es brennt, ach, unser armes Städtchen brennt!“ Das Städtchen hieß Deutschland, später Europa, dann die Welt – und das Städtchen Burgdorf mittendrin.

Viele Jahrhunderte hindurch haben Jüdinnen und Juden in Europa schmerzlich erleben müssen, was es heißt, rechtlos und schutzlos zu sein. Der Willkür der jeweils Herrschenden und oft genug dem Mob der Mehrheitsgesellschaft preisgegeben.

Gleiche Bürgerrechte erhielten Juden bei uns zum ersten Mal für kurze Zeit unter der Herrschaft Napoleons, der Hannover zum Königreich Westfalen schlug. In diesen wenigen Jahren war der Jude Lefman Meyer Municipalrat der Comune Burgdorf. Wahrscheinlich deswegen, weil er Französisch sprechen und mit den Beauftragten Napoleons verhandeln konnte. Schon 1814 aber wurden die Juden in hannoverschen Landen wieder zu Schutzjuden herabgestuft.

Erst 1842 bei der Judenemanzipation erhielten sie die gleichen Rechte und Pflichten wie die Christen. Freilich in der gesellschaftlichen und politischen Realität nach wie vor mit erheblichen Benachteiligungen und Verdächtigungen. Darum erlebten viele Juden in Deutschland den ersten Weltkrieg als eine große Chance, ihre Treue zum deutschen Vaterland unter Beweis zu stellen, indem sie sich mit Hab und Gut, mit Leib und Leben dem Staat zur Verfügung gestellt haben. Keine andere Bevölkerungsgruppe hat so hohe Kriegsanleihen gezeichnet. Sämtliche jüdischen Männer Burgdorfs im wehrfähigen Alter haben als Frontsoldaten gedient. Zwölf an der Zahl. Sechs von ihnen sind gefallen. Einer ist schwer verwundet, einer krank zurückgekehrt. Das war Hermann Cohn, der zeitlebens sehr unter der Malaria-Erkrankung gelitten hat, die er sich in Mazedonien zugezogen hatte.

Die volle und uneingeschränkte Gleichstellung erhielten Juden und Jüdinnen erst durch die Weimarer Verfassung von 1919. Jahrhunderte lang war es der Traum der jüdischen Minderheit, den eigenen Glauben leben und gestalten zu können und zugleich in der christlichen Mehrheitsgesellschaft anerkannt zu werden. Anerkannt als Menschen von gleichem Rang und gleicher Würde. Anerkannt als Bürgerinnen und Bürger mit gleichen Rechten und Pflichten. Von daher ist es zu verstehen, dass sie in Burgdorf bereits im 19. Jahrhundert

überproportional vertreten waren, als die Freiwillige Feuerwehr gegründet wurde. Ebenso im Schützenverein. Viele von ihnen haben sich in unserer Stadt ehrenamtlich engagiert. In den zwanziger Jahren konnten sie den Eindruck gewinnen, wir gehören endgültig dazu. Paul Rosenberg wurde 1928 Schützenkönig. Noch 1932 inserierten die Burgdorfer jüdischen und christlichen Kaufleute ganz selbstverständlich gemeinsam und warben für die „Weiße Woche“.

„Das ist das Ende!“ Oder: „Es brennt, Brüder, es brennt, ach, unser armes Städtchen brennt.“ Das Ende der Bürgerrechte mag Hermann Cohn befürchtet haben. Aber er konnte nicht ahnen, dass schon bald Juden und Jüdinnen in Deutschland als Freiwild den braunen Kolonnen preisgegeben würden. Nicht ahnen, dass sie nicht nur Bürger zweiter Klasse werden sollten, sondern ihrer Menschenrechte, ihrer Menschenwürde, ihres Heimatrechtes und schließlich ihres Lebensrechtes beraubt werden würden.

Die STOLPERSTEINE die der Kölner Künstler Gunter Demnig heute vor drei Häusern verlegt hat, sind der bescheidene und unvollkommene Versuch, deportierten und ermordeten Menschen wenigstens in der Erinnerung der Stadt Heimatrecht zurückzugeben.

Die Steine erinnern an konkrete Schicksale. Über einige Personen wissen wir wenig, weil Fotos und Dokumente vernichtet wurden und die Aktenlage in den Archiven zum Teil dürftig ist. Von anderen, zum Beispiel von Hermann Cohn, dem letzten Vorsteher der Burgdorfer Synagogengemeinde, gibt es eine Fülle an Dokumenten, Bildern und Archivmaterialien.

Es ist ohnehin ein schwieriges Unterfangen, aus der Sicht der Opfer Geschichte erzählen zu wollen. Die unterschiedliche Ausgangslage bedeutet eine weitere Erschwerung. Unsere Kenntnisse sind bruchstückhaft. Es bleibt ein Puzzle mit vielen leeren Stellen und auch deswegen allenfalls ein Versuch.

Beim großen Brand in der Stadt Burgdorf im Jahre 1809 ist auch die Synagoge der jüdischen Gemeinde Ecke Braunschweigerstrasse/ Knickstrasse den Flammen zum Opfer gefallen. 1811 ist dann eine neue Synagoge errichtet worden. Das Gebäude Poststrasse 2. In der Synagoge haben die jüdischen Lehrer mit ihren Familien gewohnt. Erst der letzte Burgdorfer „Rabbi“, der Lehrer Meyer Löwenstein, hat in der Louisenstrasse 4 gelebt. Für ihn und eine Tochter Margarethe sind im August des vergangenen Jahres STOLPERSTEINE gesetzt worden. Heute sind zwei Steine vor der ehemaligen Synagoge in den Bürgersteig eingelassen worden. Für Emma Blumenthal und für Gustav Italiener. Beide hatten Väter, die in Burgdorf als jüdische Lehrer gewirkt haben.

Emma Blumenthal ist am 18. August 1855 im Haus Poststrasse 2 geboren worden. Ihr Vater war Pincus Jacob Hirsch Blumenthal, der von 1853 bis 1874 als Lehrer der jüdischen Gemeinde in Burgdorf gewirkt hat. Ihre Mutter Pauline Blumenthal geborene Rosenberg stammte aus einer Familie, die seit Generationen in Burgdorf lebte.

Emma Blumenthal war eine Tante von Ernst Pinchas Blumenthal, dem Autor des Buches „Die gläserne Wand – ein Burgdorfer Roman“, das im Jahr 2004 erschienen ist. Viele von Ihnen werden es kennen.

Als Unverheiratete hat sie lange Zeit im Elternhaus gelebt und später wohl die Rolle einer „Familiäntante“ gespielt, indem sie hier und da in der Familie den Haushalt führte. Zuletzt für ihren Bruder Hermann, der in Kassel als Bankier lebte. In Kassel blieb sie nach dessen Tod wohnen. Aber sie war offenbar eine reiselustige Dame. Sie hat ihre Heimatstadt Burgdorf oft besucht. Dort lebte ihre Schwester Ida, deren Mann Meyer Löwenstein seit 1886 in der Stadt als jüdischer Lehrer tätig war. Ida und Meyer Löwenstein sind gemeint, wenn im Roman „Die gläserne Wand“ von „Vater“ und „Mutter“ geredet wird. In Wahrheit waren sie die Adoptiveltern von Ernst Pinchas Blumenthal. Noch im Jahr 1940 hat Emma Blumenthal zwei Mal jeweils für kurze Zeit in Hannover bei Schwester und Schwager gewohnt.

Von Kassel aus ist sie am 7. September 1942 im Alter von 87 Jahren nach Theresienstadt deportiert und dort am 9. Oktober 1943 ermordet worden.

Sie war im achtundsiebzigsten Lebensjahr, als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen. Die sofort einsetzenden Einschränkungen der Lebens- und Bewegungsmöglichkeiten für Jüdinnen und Juden wird sie als schmerzlich empfunden haben. Alle Männer der Familie waren in angesehenen Berufen tätig. Ein Bruder als Bankier, der Schwager als Lehrer, der andere Bruder war Journalist gewesen. Sie wird gewusst haben, wie dumm und borniert der Antisemitismus war und ist. Aber auch wie hasserfüllt. Vielleicht hat sie wie einige andere Burgdorfer Juden gedacht, diese Ablehnung mag sich gegen die sogenannten Ostjuden aus Polen richten in ihrer merkwürdigen altertümlichen Kleidung, dem Kaftan, und mit ihrer sprachlichen Unbeholfenheit. Doch nicht gegen uns die etablierten und verwurzelten Deutschen jüdischen Glaubens! Nicht gegen uns, deren Brüder und Söhne im Weltkrieg von 1914 bis 1918 aus Überzeugung und mit Leidenschaft für das Vaterland gekämpft haben – mit einem hohen Blutzoll.

Spätestens der Pogrom am 9. November 1938 wird sie eines Schlechteren belehrt haben. Mit den Worten des jiddischen Liedes hätte sie zusammen mit vielen anderen Jüdinnen und Juden rufen können: „Es brennt, Brüder, es brennt, ach unser armes Städtchen brennt. Böse Winde, voller Zorn, reißen, zerren und

entfachen stärker noch die wilden Flammen, alles ringsum schon brennt! Und ihr steht und schaut nur zu, mit verschränkten Armen, und ihr steht und schaut nur zu, unser Städtchen brennt!“ Das „und ihr steht und schaut nur zu, mit verschränkten Armen“ klingt heute wie eine bittere Klage über das Verhalten der großen Mehrheit in Deutschland und in Burgdorf.

Als die ersten Deportationen von Jüdinnen und Juden in den Osten stattfanden, mag sie sich persönlich als nicht unmittelbar betroffen empfunden haben. Denn die Propagandalüge der nationalsozialistischen Machthaber lautete: Die Juden werden in den Osten gebracht, um dort Arbeitseinsätze zu leisten. Was für einen Arbeitseinsatz sollte denn wohl eine über achtzig Jährige leisten?! Tatsächlich ist sie im Alter von 87 Jahren deportiert worden.

Knapp dreißig Jahre nach Emma Blumenthal wurde Gustav Italiener in der Poststrasse 2, in der „Rabbi-Wohnung“ der Synagoge geboren; am 23. September 1884. Sein Vater Josef Italiener war der Nachfolger von Pincus Blumenthal als Lehrer der jüdischen Gemeinde. Von 1874 bis 1886 ist er in Burgdorf tätig gewesen. Seine Mutter Marianne geb. Adler stammte aus Burgdorf. Sie wurde 1850 in Burgdorf geboren. Ihre Vorfahren lebten hier bereits seit Generationen.

Offensichtlich haben sich die jungen Lehrer, wenn sie nach Burgdorf kamen, unter den Schönen der Gemeinde umgeschaut. Das gilt für Pincus Jacob Hirsch Blumenthal, für Josef Italiener und für Meyer Löwenstein. Sie trafen meistens eine ökonomisch kluge Wahl, weil sie Töchter aus betuchten Familien heirateten. Schließlich erhielten Lehrer damals ein kümmerliches Gehalt. Ich will aber nicht unterstellen, dass keine Liebe im Spiel gewesen wäre. Vielleicht war es auch umgekehrt, dass die Schönen der Gemeinde die Junglehrer attraktiv fanden und auch den Glanz, den einen jüdischen Lehrer trotz ärmlicher Einkünfte umgab.

Gustav Italiener war verheiratet mit Friederike Italiener geb. Heimann, die in Lügde geboren wurde, aber in Burgdorf verwurzelt war. Ihre Mutter Clara stammte aus Burgdorf. Sie war eine geborene Moosberg. Ihre Großeltern haben bis zum Jahr 1937 im Haus Poststrasse 1 ein Textilgeschäft geführt, das bereits von den Urgroßeltern gegründet worden war. Gustav wird Friederike vermutlich kennen gelernt haben, als sie zu Besuch bei ihren Großeltern war. Die Häuser Poststrasse 1 und 2 sind ja nur durch die schmale Louisenstrasse getrennt. Und in der kleinen Synagogengemeinde kannte ohnehin jeder jeden.

Gustav Italiener lebte mit seiner Frau und den 1925 und 1926 geborenen Söhnen Gerard und Henri in Hamburg. Er war Kaufmann und führte Am Neuen Wall in Hamburg eine Pelzkonfektion en gros. Dass er tatsächlich einen Großhandel unterhielt, das machen die Sondersteuern deutlich, die ihm das

nationalsozialistische Regime auferlegte: Judenvermögensabgabe in Höhe von 7.100 Reichsmark und Reichfluchtsteuer in Höhe von 36.444,50 Reichsmark. Die Familie ist zu Beginn des Krieges, vielleicht auch schon Anfang 1939 nach Brüssel ausgewandert.

Rechtzeitig zu emigrieren vor dem Beginn des planmäßigen Massenmordes, das ist überwiegend den intellektuellen und den begüterten jüdischen Familien gelungen, weil der nationalsozialistische Staat sich nur an ihnen bereichern konnte. Aber auch, weil sie früher den mörderischen Charakter des Nationalsozialismus erkannten. Die Italiener sind dafür ein Beispiel. Gustav hatte in Hamburg einen Bruder mit dem er wohl in regem Austausch stand.

Dr. Bruno Italiener, geboren am 6. Februar 1881 in Burgdorf, war der Oberrabbiner der Hansestadt. Auch er ist 1939 emigriert und zwar nach London. Bruno Italiener gehört zu den bedeutendsten Söhnen unserer Stadt. In England hat er als Rabbiner und Professor gewirkt und eine umfangreiche Korrespondenz geführt, unter anderem mit Albert Einstein. Da ist noch viel zu sichten und aufzuarbeiten und hoffentlich eines Tages der Burgdorfer Öffentlichkeit vorzustellen.

Die Brüder, gebildete und sensible Persönlichkeiten, werden die politische Entwicklung nach 1933 miteinander diskutiert und sich klar gemacht haben: „Es brennt, Brüder, es brennt. Alles ringsum schon brennt!“ Und sie sahen nur eine Möglichkeit, den Flammen zu entkommen, die Emigration.

Bruno Italiener und seine Familie konnten überleben, weil sie in England in Sicherheit waren. Gustav Italiener und seine Frau und die beiden Söhne hat die Flucht nach Belgien nicht vor den Flammen des Hasses und der Verfolgung retten können. Auch nicht vor den Flammen der Verbrennungsöfen. Am 4. September 1942 sind die vier vom berüchtigten Sammellager Drancy nordöstlich von Paris aus nach Auschwitz deportiert und dort ermordet worden.

Einen Stein hat Gunter Demnig heute vor dem Haus Braunschweiger Strasse 10 in den Bürgersteig gesetzt. Für Seewald Siegfried Goldschmidt. Am 2. November 1880 ist er in diesem Haus geboren worden. Vielleicht aber auch in dem Teil, der früher geradezu über die Aue ragte und inzwischen abgerissen worden ist. Braunschweiger Strasse 10 ist aber zutreffend. Seine Eltern waren Salomon Goldschmidt und Emma Goldschmidt geb. Rosenstern. Seit wann die Eltern in Burgdorf gelebt haben, geht aus den Akten der Stadt nicht hervor. Der Name Goldschmidt taucht jedoch bereits 1804 erstmals im jüdischen Personenstandsregister auf.

Vater Salomon wird in den Akten der Stadt als Buchhalter bezeichnet. Er muss ein überaus tüchtiger Buchhalter gewesen sein. Anfang der zwanziger Jahre des

vergangenen Jahrhunderts wirkte er in Hannover als Direktor der Telefonfabrik Berliner und bewohnte in der Kniggestrasse 11 eine Villa, die er sich hatte bauen lassen. Er ist 1940 im Alter von 87 Jahren in Hannover verstorben. Er musste erleben, dass Haus und Grundstück zugunsten der NSDAP Ortsgruppe Schneiderberg eingezogen wurden und dass die außerordentlich wertvolle Wohnungseinrichtung „von der Mob-Abteilung“ der Stadt fortgeschafft wurde, wie seine Enkeltochter nach dem Krieg bitter vermerkt.

Seewald Siegfried Goldschmidt ist in die Fußtapfen seines Vaters getreten. Zuerst als Bankkaufmann, dann als Prokurist der Telefonfabrik Berliner. Schließlich hat er einen Papiervertrieb gegründet, den er bis 1936 geführt hat, freilich seit 1933 mit rapide schwindendem Umsatz. Aus den Schreiben, die er in den Jahren 1939 und 1940 an den Oberfinanzpräsidenten richtete, geht hervor, wie sehr er unter der rassistischen Diskriminierung und dem damit verbundenen wirtschaftlichen Abstieg gelitten hat. Als er 1940 nach Belgien auswanderte, war er nahezu mittellos.

Verheiratet war er mit Bertha Goldschmidt geborene Fleischhacker. Als er sich um eine Emigration bewarb, lebten die Eheleute schon getrennt. Seine Frau blieb in Hannover. Sie ist 1941 nach Riga deportiert worden und dort verschollen. Die Tochter Edith war bereits im Jahr 1937 nach Palästina ausgewandert. Es findet sich ein bewegender Brief ihres Vaters in den Akten des Oberfinanzpräsidenten. Darin bittet er, seiner Tochter monatlich eine finanzielle Unterstützung überweisen zu dürfen, weil sie ohne Geld und ohne Arbeit in der Emigration nicht überleben könne. Der Bitte ist stattgegeben worden. 10 Reichsmark monatlich zum Überleben.

Mit großen Hoffnungen ist Seewald Siegfried Goldschmidt nach Brüssel aufgebrochen. Er schreibt, er wolle sich eine neue Existenz aufbauen. Das ist ihm nicht gelungen. 1942 wurde er verhaftet und in das Sammellager Malines geschafft. Am 4. August 1942 wurde er nach Auschwitz deportiert. Dort ist er ermordet worden.

Vier STOLPERSTEINE sind vor dem Haus Gartenstrasse 9 in den Bürgersteig gesetzt worden. Dieses Haus war das Zentrum der Familie Cohn. Genau genommen gilt das erst seit dem Jahr 1909. In diesem Jahr hat Schlachtermeister David Cohn das Wohnhaus und die Schlachtereie mit Nebengebäuden errichtet. Vorher hatte er eine Schlachtereie in der Feldstrasse Nummer 7 betrieben. Seine Frau Sara geborene Meyer hat dort acht Kinder zur Welt gebracht. Zwei sind als Kleinkinder gestorben. Ihr Sohn Carl ist im ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen. Auch die drei anderen Söhne waren Frontsoldaten in der deutschen Armee. Emil konnte mit seiner zahlreichen Familie nach Argentinien auswandern. Julius wurde mit Frau und Sohn in Riga ermordet. Für diese drei sind im August des vorigen Jahres STOLPERSTEINE vor dem Haus

Uetzerstrasse 12 gesetzt worden. An Johanna, Helene, Hermann und dessen Frau Rosalie erinnern nun die Steine in der Gartenstrasse.

Johanna Cohn wurde am 16. Februar 1881 in Burgdorf geboren. Als Tante Johanne war sie bei Nichten und Neffen hoch beliebt. Sie war verheiratet mit Benedict Schweitzer, der in Ippendorf bei Bonn einen kleinen Ziegenhandel betrieb. Bilder aus der Zeit des Kennenlernens wie auch Bilder des altgewordenen Paares zeigen zwei eindrucksvolle stattliche Personen. Wirtschaftlich freilich ist Benedict Schweitzer mit seinem Ziegenhandel nie auf einen grünen Zweig gekommen. Das Ehepaar kam nur über die Runden, weil Johannas Bruder, Schlachtermeister Hermann Cohn, jahrelang Monat für Monat Geld überwiesen hat. Damit war es freilich vorbei, als er seine Schlachtereieinstellen musste.

Das kinderlose Ehepaar ist am 20. Juli 1942 von Köln aus nach Minsk deportiert und dort ermordet worden.

Helene Cohn wurde am 17. Mai 1887 in Burgdorf geboren. Sie war verheiratet mit dem Schlachtermeister Ludwig Vogelsang in Dortmund-Asseln. Ihr Mann ist 1938 verstorben.

In Dortmund hat sie zwei Jahre später eine Art Wohnungsspießrutenlaufen durchmachen müssen. Die Stadt Dortmund schreibt: „Helene musste zum 1. Juni 1940 das Haus verlassen und es begann eine Odyssee durch verschiedene „Judenhäuser“ Kaiserstrasse 14, Westhellweg 91 und Helmut-Barm-Strasse 22.“

Bilder aus glücklichen Tagen zeigen sie als selbstbewusste Geschäftsfrau vor dem Metzgerladen in Asseln. Die Bilder lassen auch erkennen, dass ihr die Köstlichkeiten aus der eigenen Metzgerei offenbar gemundet haben. Mit den entsprechenden Folgen für die Figur. Als im Deutschen Reich die Lebensmittel rationiert wurde, erhielten Juden und Jüdinnen keine Raucherkarte und keine Lebensmittelkarten für Eier, Milch, Fleisch, Fisch, Obst und Gemüse. Was blieb da zur Ernährung übrig? Vermutlich ist diese Situation von Helene Vogelsang als besonders einschneidend empfunden worden, weil sie es gewohnt gewesen war, aus dem Vollen zu schöpfen.

Am 27. Januar 1942 ist sie von Dortmund aus nach Riga deportiert worden. Dort fand sie ihre Brüder Hermann und Julius, ihre Schwägerinnen Rosalie und Elsa und ihre Nichte Margarethe mit deren zwölfjährigen Tochter Hilde wieder, die alle bereits im Dezember 1941 in das Konzentrationslager Riga deportiert worden waren. Helene und ihre sechs Verwandten sind in Riga ermordet worden. Helene Vogelsang hatte zwei Söhne, Paul und Alfred. Paul, Alfred und dessen Frau Dorothea sind in Auschwitz ermordet worden.

Hermann Alexander Cohn ist am 12. September 1882 in Burgdorf geboren worden. Sein Traumberuf wäre der eines Lehrers gewesen. Persönliche Briefe und Geschäftsschreiben lassen erkennen, dass er dafür begabt gewesen wäre. Besonders aber die Trauerrede, die er bei der Beerdigung der Mutter Sara im Februar 1901 als Achtzehnjähriger gehalten hat. Die Kladde mit der sorgfältig, schön und fehlerlos verfassten Rede liegt mit anderen Originaldokumenten im Schließfach der Stadtparkasse.

Vater David aber hat offenbar darauf bestanden, dass alle seine Söhne das Metzgerhandwerk erlernen mussten. Nach seiner Meisterprüfung hat Hermann bereits 1910 zusammen mit seinem Bruder Emil die Schlachterei vom Vater übernommen und dann ab 1914 allein weiter geführt. Bis er 1935 den Betrieb einstellen musste. Wirtschaftlich war er überaus erfolgreich. Heinrich Frese, der noch bis 1935 als Geselle bei Hermann Cohn gearbeitet hat, wusste zu berichten, dass vor 1933 jede Woche etwa zehn Rinder und dreißig Schweine geschlachtet wurden. Für damalige Verhältnisse war der Betrieb eine Großschlachterei, die ihren Absatz vor allem bei Metzgereien in Hannover fand.

Im Jahr 1910 hat Hermann Cohn geheiratet. Und zwar in Dortmund-Huckarde. Von dort stammte seine Frau Rosalie geborene Lindenbaum. Am 8. Oktober 1884 ist sie in Huckarde geboren worden. Das einzige Kind des Ehepaares, die Tochter Senta, kam am 5. Februar 1913 in Burgdorf zur Welt. Sie ist im März dieses Jahres in Berlin im Alter von 93 Jahren gestorben. Der Judenverfolgung ist sie entkommen, weil sie 1939 nach London emigrieren konnte. Senta war es, die am 31. Januar 1933 mit dem BURGENDORFER KREISBLATT in der Hand in die Schlachterwerkstatt stürmte.

Hermann Cohn wollte mit seiner Frau Rosalie ebenfalls ausreisen, und zwar nach Australien. Warum das Ehepaar dann aber doch in Burgdorf geblieben ist, wissen wir nicht. Offenbar gab es Schwierigkeiten mit dem Reisebüro in Lüneburg. Und seit Kriegsbeginn waren Ausreisen staatlicherseits wesentlich erschwert. Vielleicht hat Hermann Cohn auch zu lange gezögert, weil er an seinem Haus und Anwesen und an seiner Heimatstadt hing. Oder weil er entgegen vieler bitterer Erfahrungen doch noch die vage Hoffnung hatte, dass ihm, dem Frontsoldaten und angesehenen Bürger der Stadt, und seiner Frau keine Gewalt angetan würde.

Am 6. Dezember 1941 sind beide nach Riga deportiert und dort 1942 ermordet worden. Das genaue Todesdatum ist unbekannt. Riga-Überlebende, das Ehepaar Katz aus Lehrte, haben berichtet, Hermann Cohn habe einen schweren Tod erlitten.

„Das ist das Ende!“ Es ist höchst unwahrscheinlich, dass der Mann noch eine realistische oder auch nur vage Chance auf Verschonung gesehen haben könnte,

der bereits 1933 das Ende vor seinem inneren Auge wahrgenommen hatte. Zu viel hatte er seitdem erleben müssen. Und auch schon vorher.

Gewiss, durch die Weimarer Verfassung von 1919 war die volle und uneingeschränkte Gleichstellung der Juden und Jüdinnen rechtlich verankert worden. Aber der tumbe Antisemitismus des 19. Jahrhunderts blieb virulent. Es gab ausgesprochen antisemitistische Parteien. Allen voran die NSDAP Adolf Hitlers. Auch die Partei des Berliner evangelischen Hofpredigers Adolf Stöcker, der „Christlich-soziale Volksdienst“ lebte wesentlich von judenfeindlicher Agitation. Und selbst die Deutschnationale Volkspartei hatte 1920 die Bekämpfung jüdischen Einflusses in ihr Programm geschrieben.

Antisemiten schreckten nicht einmal vor Morden zurück. Der deutsche Reichsaußenminister Walther Rathenau wurde 1922 auf offener Strasse erschossen. Das gesellschaftliche Klima war so vergiftet, dass mörderische Parolen möglich waren, zum Beispiel: „Knallt ab den Walther Rathenau, die gottverdammte Judensau!“

Der Roman „Die gläserne Wand“ erzählt aus der Sicht eines Jugendlichen von antisemitischen Erfahrungen in Burgdorf und Celle vor 1930. Das BURGDORFER KREISBLATT berichtet in diesen Jahren wieder und wieder von Veranstaltungen verschiedener Organisationen mit antisemitischen Tendenzen, die mindestens einmal im Monat in unserer Stadt stattfanden. Der Stadt, die Hermann Cohns und vieler anderer Juden und Jüdinnen Heimatstadt war.

Als seine Tochter Senta sich mit einem guten Realschulabschluss Ende der zwanziger Jahre bei der Volksbank bewarb, geriet Direktor Könecke in Schwierigkeiten. Mit Zeugnis und Bewerbung in der Hand beriet er mit dem Sparkassenangestellten Gustav Sander: „Das Zeugnis ist gut, das Mädchen tüchtig, der Vater einer unserer besten Kunden. Was sollen wir nur machen? Was werden die anderen Kunden sagen, wenn wir eine Jüdin einstellen?!“ Senta wurde nicht eingestellt. Und Hermann Cohn wird gewusst haben, warum nicht.

Der Schützenkönig des Jahres 1928 Paul Rosenberg wurde bereits 1929 nicht mehr von seinem Haus mit einem Ehrengelock abgeholt, weil ein einflussreicher Kaufmann das aus lauter Judenfeindschaft verhinderte. Alte Burgdorfer versichern mir, der war doch kein Nazi und Antisemit! Was denn sonst?! Hermann Cohn mag sich gefragt haben, wo waren da die anderen Schützenbrüder, die fairen, anständigen und geradlinigen. Wieso ließen sich alle ohne erkennbaren Widerspruch verbiegen?

Trotz solcher Erfahrungen und ungezählter ähnlicher bleibt festzuhalten, dass schon im Kaiserreich und dann erst recht in der Weimarer Republik Juden und Jüdinnen den Eindruck gewonnen haben, wir gehören jetzt wirklich dazu.

Aber diese Ereignisse belegen auch: Der Antisemitismus der Nationalsozialisten ist nicht vom Himmel gefallen. Er konnte anknüpfen an eine latent vorhandene, oft aber auch offen zutage tretende Grundstimmung bei nicht wenigen Menschen. Eine Grundstimmung, die auch von einer Jahrhunderte langen antijudaistischen Haltung der christlichen Theologie beeinflusst war. Aber in seiner weltanschaulichen Borniertheit und seiner mörderischen Konsequenz war er denn doch von einer unvergleichlich anderen Wucht, weil der Antisemitismus durch Hitler zur Staatsdoktrin wurde. Mit dem erklärten Ziel des Völkermordes.

Wenige Wochen nach der Meldung „Kabinett Hitler im Sattel“ kleben in Burgdorf Zettel an den Scheiben der jüdischen Geschäfte, auch am Laden und der Haustür Gartenstrasse 9. „Kauft nicht bei Juden!“ Es ist der 1. April 1933, der Tag des sogenannten „Judenboykotts“. Vor anderen jüdischen Geschäften in der Stadt stehen SA-Männer mit Schildern, die ähnliche Aufschriften tragen. Besonders verletzend „Die Juden sind unser Unglück!“

Es folgt eine Lawine von Gesetzen und Verordnungen, die das Leben der Juden einschränken und aus ihnen mit den sogenannten Nürnberger Gesetzen Bürger zweiter Klasse machen. Hermann Cohn als ein wacher und sensibilisierter Mann wird das alles mit zunehmendem Entsetzen wahrgenommen haben. Und er wird im Blick auf die vertrauten Bürger und Bürgerinnen Burgdorfs gedacht haben: „Und ihr steht und schaut nur zu, mit verschränkten Armen!“

Den stolzen Schlachtermeister hat der erzwungene wirtschaftliche Ruin tief getroffen. Ab Sommer 1936 muss er im Straßenbau Zwangsarbeit leisten.

Das Auto wird beschlagnahmt. Die wöchentliche Skatrunde der drei Hermanns, Hermann Cohn, Hermann Macke und Hermann Meyer, wird denunziert. Die christlichen Skatbrüder werden polizeilich verdonnert, die Runde aufzugeben. Das BURGENDORFER KREISBLATT wird ihm abends im Dunkeln vom Nachbarn Meyer auf der anderen Straßenseite geschickt, nachdem Juden kein Radio, kein Telefon, keine Zeitung mehr haben dürfen. Auch diese kleine nachbarschaftliche Unterstützung wird denunziert und unterbunden.

In der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 wird Hermann Cohn zunächst aufgetatmet haben, weil die Synagoge nicht in Brand gesetzt wurde. Freilich nicht aus Respekt vor dem jüdischen Gotteshaus, sondern um die umliegenden Fachwerkgebäude nicht zu gefährden. Hermann Cohn war seit 1932 Vorsteher der jüdischen Gemeinde und deswegen für die Synagoge

verantwortlich. Aber dann wird er mit Gewalt aus dem Haus geholt und ins Konzentrationslager Buchenwald verschleppt.

Die Akten der Stadt Burgdorf weisen aus, dass man hier ungeduldig auf seine Rückkehr aus dem Konzentrationslager wartete. Die Stadt wollte möglichst schnell das Gebäude der Synagoge, den jüdischen Friedhof und ein weiteres Grundstück von der jüdischen Gemeinde erwerben. Am 16. Dezember gibt Hermann Cohn im Rathaus zu Protokoll, dass seit Jahren kein Gottesdienst in der Synagoge gehalten worden sei und dass er keine Bedenken gegen einen Verkauf habe. Am 17. Februar 1939 wird der Kaufvertrag unterzeichnet.

Bei seiner Ankunft am Bahnhof begegnete er seinem eigenen Meisterbrief, der am 9. November aus seinem Geschäft entwendet worden war. Jetzt hing der an einem Anschlagbrett und war mit einem großen roten Hakenkreuz geschändet. Dieser Anblick hat Hermann Cohn tief getroffen. Er empfand das als Ausdruck einer üblen Diskriminierung und einer bodenlosen Gemeinheit.

Hermann Cohn gehörte über viele Jahre zu den hoch geachteten Bürgern der Stadt, vor denen man auf der Strasse bereits zehn Meter vor der unmittelbaren Begegnung respektvoll den Hut zog. Jetzt erlebt er, dass er im besten Fall unauffällig mit den Augen begrüßt wird, in der Regel provozierend mit „Heil Hitler!“, dass er oft einfach übersehen und dass im schlimmsten Fall vor ihm ausgespuckt wird.

Eine Familie, die in seinem Haus zur Miete wohnte, hat sich mit besonderen Bosheiten in der Nachbarschaft gebrüstet, wohl um eine konsequente nationalsozialistische Gesinnung zu demonstrieren. Dem Ehepaar Cohn hätte sie verboten, in den Luftschutzbunker des Hauses zu kommen. Nationalsozialisten sei es nicht zuzumuten, mit Juden dieselbe Luft zu atmen oder in einer Badewanne zu liegen, in der vorher ein dreckiger Jude gebadet hätte.

Das alles sind Puzzle-Teile einer umfassenden und unerbittlichen Diskriminierung. Sie hat Hermann Cohn so tief getroffen, weil er aus tiefster Überzeugung deutscher Staatsbürger, deutscher Soldat, Burgdorfer Bürger, Burgdorfer Schlachter und Kaufmann, Schützenbruder, Skatbruder und Nachbar gewesen ist. Nichts anderes als ein Deutscher „mosaischer Religion“, wie Juden im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. bezeichnet wurden.

Seine Tochter Senta hat nie wieder Burgdorfer Boden betreten. Sie wollte nicht den Menschen begegnen, die mit „verschränkten Armen“ zugeschaut hatten und schon gar nicht denen, die mit sadistischem Vergnügen in „die wilden Flammen“ geblasen hatten.

„Und ihr steht da und schaut nur zu, mit verschränkten Armen!“ So könnte er, so wird Hermann Cohn bitter empfunden haben. Diese Verszeile trifft auf nahezu sämtliche Burgdorfer zu. Glücklicherweise gab es Ausnahmen, wenn auch nur wenige. Einige haben wenigsten im Stillen die Arme gerührt und zu helfen versucht. Zwei Burgdorfer Metzgerkollegen haben dem Ehepaar Cohn dann und wann heimlich etwas an Fleischwaren zukommen lassen. Landwirt und Viehhändler Friedrich Wrede in Uetze, Landwirt Brönnemann in Weferlingsen, die Landwirte Wilhelm und Emil Brönnemann in Otze haben auch dann noch mit Hermann Cohn gehandelt, als es bereits vom Staat verboten war. Emil Brönnemann wurde zur Polizei und zum Gericht vorgeladen. Ob ihm eine Strafe auferlegt wurde, ließ sich bisher nicht feststellen.

Ob Senta Cohn nach dem Krieg je wieder das BURGDORFER KREISBLATT in der Hand gehalten hat, ist nicht bekannt. Wir wissen aber, dass sie vor einigen Jahren ein Papier, ein Schreiben aus Burgdorf in Händen hatte. Vielleicht haben ihre Hände wieder gezittert. Diesmal aber vor Freude. Es war der Brief, mit dem die Stadt Burgdorf ihr zum 90. Geburtstag gratuliert hatte. Die erblindete Senta, nach ihrer Heirat hieß sie Franke, hat von Freunden antworten lassen. Vor einem Jahr bei der ersten Verlegung von STOLPERSTEINEN habe ich daraus zitiert. Ich tue es heute wieder: „Dass auch ein Brief aus Burgdorf hier ankam, hat mich sehr bewegt und erfreut. Jeden Tag beschäftige ich mich mit diesen Zeilen und meine Freunde haben ihn mir oft vorgelesen. Dass mein Vater in diesem Brief auch erwähnt wurde, zeigt mir, dass die Stadt Burgdorf unsere Familie doch nicht ganz vergessen hat. Mein größter Wunsch ist natürlich, dass so etwas nie, nie wieder passieren möge, was uns Juden angetan wurde.“

„...doch nicht ganz vergessen!“ Die STOLPERSTEINE sollen und können auf bescheidene und unaufdringliche Weise dem Vergessen wehren. In der Einladung zu dieser Zusammenkunft heißt es: „Wir sind es den Opfern schuldig, ihnen ein Heimatrecht in der Erinnerung unserer Stadt zu geben. Wir sind es auch uns selbst und unserer Stadt schuldig.“

„...dass so etwas nie, nie wieder passieren möge!“ Das Verbrechen des Holocaust in seiner staatlich vollzogenen systematischen Durchführung und mit dem Willen eine Menschengruppe völlig auszulöschen, Antisemitismus als Staatsdoktrin mit dem Ziel des Genozid, ist singulär und wird es hoffentlich bleiben.

Und doch, abgrundtiefen Hass erleben wir auch und wieder in unseren Tagen. Wem würde das am 11. September nicht in den Sinn kommen? Nine-eleven, diese Datumsangabe ist zum Symbol eines Alptraums geworden.

Der glühende Hass, der die Terroristen damals erfüllte und heute antreibt, ist bedenkenlos und mörderisch. Dieser Hass mag unterschiedliche Ursachen

haben, historische, nationale, wirtschaftliche, soziale, kulturelle, religiöse – jedenfalls missbräuchlich religiös begründete. In der Tiefe speist sich dieser Hass aus Zweifeln am eigenen Selbstwert und aus einer verunsicherten Identität. Dieser Selbstzweifel verbirgt sich hinter einem maßlos übersteigerten Selbstbewusstsein, das als Selbstsuggestion die eigene Seele vergiftet und sich als tödliche Aggression gegen alle richtet, die anders leben und glauben möchten. Die Ursache der eigenen Misere wird ausschließlich bei anderen gesucht.

Das war und ist auch der Kern des Antisemitismus. Der Judenhass muss den Mangel an gelassenem Selbstbewusstsein kompensieren. Es ist verrückt: Das eigene Selbstwertgefühl wächst, wenn andere verachtet, erniedrigt und diskriminiert werden können. Die Haftung für die Misere des Lebens wird einer Minderheit in die Schuhe geschoben. Das eigene Versagen wird kaschiert. Wenn Juden die Rolle des Sündenbocks zugeschoben werden kann, ist man selbst von jeder Verantwortung frei. Im Zweifelsfall sind Juden immer und an allem schuld. Antisemitismus bewirkt eine psychische Deformation mit verhängnisvollen Folgen. Mit üblen Folgen für die Diskriminierten. Mit üblen Folgen auch für diejenigen, die sich antisemitischen Einflüsterungen öffnen: Das Denken wird eingengt, um nicht zu sagen beschränkt, Herz und Hirn werden vergiftet und schließlich zu bedenkenlosen Giftattacken fähig.

Das war und ist der Kern der Fremdenfeindlichkeit. Die lautstark gebrüllten Parolen „Ausländer raus!“ und „Deutschland den Deutschen!“ zeugen nicht von nationalem Selbstbewusstsein, sondern sind Ausdruck von Selbstzweifeln und Minderwertigkeitsgefühlen, die durch Verächtlichmachung, Kraftmeierei und durch Gewalt gegen Fremde überspielt werden müssen. Dann genügt eine gehörige Portion Alkohol, um zur Hatz zu blasen. Manchmal ist nicht einmal der erforderlich. Und wieder gibt es die große Menge der untätigen Gaffer, der Gleichgültigen und Wegschauer. „Und ihr steht und schaut nur zu mit verschränkten Armen.“

Verachtung, Diskriminierung und Hass schleichen sich auf leisen Sohlen ins persönliche wie ins gesellschaftliche Bewusstsein – auch ins sogenannte gut bürgerliche. Darum ist Aufmerksamkeit geboten. Und Widerstand in der Sache.

Die STOLPERSTEINE sind vor allem und zuerst Zeichen von Respekt vor den Opfern. Sie sind zugleich Zeichen, die Aufmerksamkeit und Nachdenklichkeit wecken möchten. Respekt, Nachdenklichkeit und besonders Einfühlungsvermögen gehören zu den grundlegenden Voraussetzungen für eine zivile und humane Gesellschaft. Humanes Verhalten und Achtung der Menschenwürde aller, die Menschenantlitz tragen, verstehen sich nicht von selbst. Dafür muss immer wieder geworben und gestritten werden.

Die kühnste, tiefgründigste und strikteste Begründung der Würde des Menschen und ihrer Unantastbarkeit verdankt die Menschheit dem Judentum. Sie ist auf dem ersten Blatt der Bibel zu finden. „Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde.“

Altbundespräsident Richard von Weizsäcker hat gesagt: „Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.“ Ich wünsche uns in Burgdorf viele Menschen mit offenen Augen.